

Monika Bernold, Andrea Ellmeier, Johanna Gehmacher, Ela Hornung, Gertraud Ratzenböck, Beate Wirthensohn, **Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private**. Wien: Picus 1990, 263 S., öS 298,00/DM 39,80, ISBN 3-85452-216-6.

Die Durchsetzung der modernen Kleinfamilie – in der Einleitung mit den beiden Begriffen „Verfestigung“ und „Verbreiterung“ charakterisiert – beziehungsweise deren ideologischer Hintergrund, ist die Klammer für die sechs, höchst unterschiedlichen Beiträge, des im Wiener Picus Verlag erschienenen Sammelbandes. Die „Historische(n) Schnitte ins Private“ – so der holprige und mißverständliche Untertitel – beziehen sich generell auf das 20. Jahrhundert mit eindeutigen Schwerpunkt in der Zwischenkriegszeit.

Gertraud Ratzenböck macht in ihrem Beitrag „Mutterliebe“ Bemerkungen zur gesellschaftlich konstituierten Verknüpfung von Mutterliebe und Familie. Sie gibt einen Überblick über die Entwicklung der Ideologie der Mutterliebe vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wobei sie sich auf die Darstellung der sozialdemokratischen Argumentationsweise sowie die Fürsorge- und Sozialpolitik in der Zwischenkriegszeit im „Roten Wien“ konzentriert. Der ausschließlich deskriptiv gehaltene Artikel faßt bereits Bekanntes zusammen und referiert in einem Kapitel die Anliegen der Psychologin Hildegard Hetzer, ohne jedoch die eigene Perspektive, den eigenen Standpunkt zu verdeutlichen. Der Blick auf Nationalsozialismus und Zweite Republik wirkt wie ein notdürftig und hastig zusammengestelltes Anhängsel, und die dort nahezu tabellarisch aufgezählten Entwicklungen würden einer genaueren Analyse wohl kaum standhalten. Wenn die Autorin feststellt:

„In den fünfziger und frühen sechziger Jahren hatten nun auch die proletarischen Frauen verstärkt die Möglichkeit, aus dem außerhäuslichen Erwerbsleben auszuscheiden“

– so steht dieser „Möglichkeit“ die steigende Erwerbstätigkeit von Frauen in diesem und im folgenden Zeitraum gegenüber.

Auch in Johanna Gehmachers Beitrag „Vom Glück der Nüchternheit“ steht die sozialdemokratische Ideologie und Politik im Zentrum der Analyse. „Die Unzufriedene“, die sozialdemokratische Leserinnenzeitschrift, die zwischen 1923 und 1934 erschien, sowie andere Periodika wie zum Beispiel „Der Abstinenzler“ bilden die Quellengrundlage dieser Untersuchung. „Ein denkender Arbeiter trinkt nicht, ein trinkender Arbeiter denkt nicht“ drückte in der Kurzformel das Anliegen der Sozialdemokratie aus, dem „Familienzerstörer“ Alkohol(ismus) den Kampf anzusagen. Die Autorin versucht die Verschränkung zwischen Bestrebungen zur Familialisierung der Arbeiterschaft und dem Kampf gegen den Alkoholkonsum zu zeigen. Die „Genesungskonzepte“ waren nur den Männern vorbehalten. Die Trinkerheilstätte „Am Steinhof“ nahm nur Männer auf, da die Ansicht vertreten wurde, daß „wenn in unseren Verhältnissen eine Frau trinksüchtig wird, hinter der Trunksucht eine besonders schwere Psychopathie zu stecken pflegt“. Diese Unterscheidung – hie der kranke Mann, da die „unheilbare“ Frau – diente aber auch

dazu, die Grundlagen zur Steigerung der Arbeitseffizienz der Männer zu legen. Andererseits waren Frauen jedoch integraler Bestandteil der Behandlung von Alkoholikern. In der Trinkerfürsorge und Trinkerberatung wurde größter Wert auf das Mitkommen der Ehefrau zum Gespräch gelegt, um so die Heilungschancen zu erhöhen. Wie die Autorin ausführlich und überzeugend darstellt, wurden auch die Ursachen für den Alkoholismus der Männer bei den Ehefrauen gesucht, die angeblich die Reproduktionsarbeit vernachlässigen und so die Männer ins Wirtshaus treiben – in Karikaturen und Witzen immer noch ein beliebtes Klischee. In ihrer abschließenden Einschätzung verliert Gehmacher jedoch die Tatsache der Krankheit und der damit verbundenen tatsächlichen Schwierigkeiten aus den Augen. Der überhöhten Arbeitsanforderung, die zweifelsohne durch die ideologische Aufwertung der Familie entstand, steht die mindestens genauso hohe, wenn nicht weitaus höhere, Arbeitsanforderung an Ehefrauen von Alkoholikern gegenüber, da sie zum Beispiel zusätzlich zur Reproduktionsarbeit noch das – vom Mann versoffene – Familieneinkommen sichern mußten. So muß sich die Autorin die Frage gefallen lassen, ob das Beispiel Alkoholismus tatsächlich als Nachweis für die „Durchsetzung kleinfamilialer Lebensformen in der Arbeiterschaft“ geeignet ist.

„Trautes Heim – Glück allein“ von Beate Wirthensohn behandelt das Verschwinden der Dienstmädchen im „Zeitalter der Hausfrau“. Auch hier wieder im Zentrum die Position der Sozialdemokratie, vor allem aufgearbeitet anhand der Artikel und Berichte in „Die Unzufriedene“. Die „Dienstbotenfrage“ war ein Herzensanliegen der Sozialdemokratie und hier vor allem der Sozialdemokratinnen. Andererseits war die Politisierung der Dienstmädchen äußerst schwierig. Abgesehen davon veränderte sich die Struktur der Haushalte und der Hausarbeit bis in die dreißiger Jahre radikal. Gab es in Wien 1910 noch ca. 101.000 Dienstmädchen, so waren es 1934 nur noch rund 50.000. Fast alle Frauen wurden so zu Hausfrauen in der modernen Kleinfamilie, wie die Autorin zusammenfassend feststellt. Am Ende des Artikels steht eine pathetische, zum vorher Geschriebenen zusammenhanglose Gesamteinschätzung. Im „Leiden der Frauen“ steckt für die Autorin immer auch „der Wunsch nach Veränderung, Verbesserung“. Wünschen hat jedoch bekanntlicherweise noch nie viel geholfen, wenn es galt, gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen. Hätten sich Frauen mit dem Wünschen begnügt und nicht ständig gefordert, wären wir wohl noch immer beim Leiden und Jammern. Um so befremdlicher erscheint in diesem Zusammenhang die Frage nach „einzigartigen und menschlichen Lösungen“, deren Beantwortung und Erfüllung die Autorin den Frauen zuschiebt – eine recht eigenwillige feministische Sicht.

Einen bestimmten Quellentypus – die Hauswirtschaftsratgeber zwischen 1930 und 1960 – wählte Ela Hornung als Grundlage ihrer Arbeit „Sie sind das Glück, sie sind die Göttin“. Jene Lehr- und Hilfsbücher für den Alltag einer bürgerlichen Hausfrau sind Ideologieträger, in denen zu sämtlichen Lebensbereichen Tips, Ratschläge und Regeln behandelt werden. Aber nicht nur die Hausarbeit an sich, sondern auch der Körper der Frau ist Ziel der Anweisungen. Die „Hände der Hausfrau“ müssen „zart, weich, schön gepflegt, anmutig, zärtlich, etc.“ sein. Der Gummi-

handschuh soll die Klassengrenzen aufheben: „Im Haushalt empfiehlt sich der Gebrauch von schützenden (meist Gummi-)Handschuhen, die davor bewahren, nicht in eine höhere gesellschaftliche Stufe gelangen zu können.“ Das Kapitel „Die Hausfrau als Haus“, das über die Behandlung der Quellen hinausgeht, würde eine grundlegendere und präzisere Analyse verdienen, und könnte dann in die Fragestellung integriert werden.

In „Kino(t)raum“ schreibt Monika Bernold über den Zusammenhang von Familie, Freizeit und Konsum. „Die Unzufriedene“, Quelle zahlreicher historisch-feministischer Fragestellungen, gibt auch hier Aufschluß über Aspekte des sozialdemokratischen Kulturkonzepts. Das Radio als „ideale“ Freizeitbeschäftigung für Frauen, zwang sie im Gegensatz zu Kino und Tanz nicht, den Arbeitsbereich in der Wohnung extra zu verlassen. So sind Tanz und Kino scharfen Angriffen in „Die Unzufriedene“ ausgesetzt. Die Strategie hat offensichtlich versagt, denn der Kinobesuch wurde eine Domäne der Frauen. Im Kino konnten sie endlich den Blick hinaus aus dem Alltag richten und ihrer sonst tabuisierten Schaulust frönen. Der Fernsehapparat – in Österreich erst in den sechziger und nicht, wie die Autorin schreibt, in den fünfziger Jahren von Bedeutung – garantiert dann wieder, ähnlich wie das Radio in den dreißiger Jahren, die Anbindung an die Familie.

Konsumentinnen, Konsumarbeit und Familienglück sind das Thema des Beitrags „Das gekaufte Glück“ von Andrea Ellmeier. Das an den Anfang gestellte Zitat der amerikanischen Autorin Joyce Carol Oates: „Nein, du bist nicht dumm“ – „Dann gib mir Geld, gleich“ bringt die ausgezeichnete Analyse auf den literarischen Punkt. Es sind die Frauen, die in den dreißiger Jahren entweder beim Greißler oder Konsumverein einkaufen und so die Konsumarbeit leisten. Die Autorin behandelt die unterschiedlichsten Facetten hinsichtlich der Fragestellung nach „der Geburt der (Familien)Konsumentin“ im Rahmen des gesamtgesellschaftlichen Familialisierungsprozesses. Die detaillierten und interessanten Ausführungen lassen Ellmeier zu dem differenzierten Schluß kommen,

„daß im Komplex ‚Familie‘ deutlicher und kritischer zwischen Arbeiten, Aufgaben und Ansprüchen von Frauen, Männern und Kinder unterschieden“ werden muß, „wodurch die bisher zuwenig gestellte Frage nach Nutzen und Nachteil dieser Lebensform besser in den Blick kommt und machtpolitische Konstellationen inner- und außerhalb der Familie in ihrer Verknüpfung sichtbar und benennbar macht“.

Feministische Geschichtsforschung: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? – läßt sich in Analogie zu diesem Sammelband fragen, denn die – vor allem finanziellen – Schwierigkeiten, die Beiträge zu veröffentlichen, waren nur mit großem persönlichen Einsatz der Autorinnen zu überwinden, da sie nicht aus der – finanziellen und infrastrukturellen – Sicherheit einer Institution heraus agieren konnten.

Wen ein bestimmtes Thema besonders interessiert, findet eine umfassendere Aufarbeitung in den jeweiligen Diplomarbeiten, die Grundlage für die Artikeln waren; vielleicht auch daher die manchmal unnötige Wissenschaftssprache, die oft lediglich Legitimationscharakter hat und

nicht immer zum Verständnis beiträgt. Den Abschluß der sechs Einzelbeiträge bildet die gemeinsam erarbeitete Zusammenfassung und Verknüpfung feministischer Theorieansätze – „Ariadnes Faden? Im Labyrinth feministischer Theorieansätze“ – zur Frage nach dem Verhältnis von Produktions- und Reproduktionsarbeit und der damit verbundenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Hier werden relevante Arbeiten vor allem aus der Bundesrepublik rezipiert, kritisiert und zueinander in Beziehung gesetzt. Ariadnes Faden führt manchmal einige Schritte aus dem Labyrinth, dann wieder beginnt sich die Leserin zu verirren. Am Ende des aufgerollten Fadens, der nicht bis zum Ausgang reicht, kommen die Autorinnen zu dem Schluß „Abschied von dem Entwurf der einen befreienden revolutionären Strategie“ zu nehmen. Warum dieser Abschied allerdings „unerträglich“ ist, bleibt der Rezensentin unbegreiflich.

Eva Blimlinger, Wien

Arlette Farge, Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris des 18. Jahrhunderts. Berlin: Wagenbach 1989 (französisch: *La vie fragile. Violence, pouvoirs et solidarités à Paris au XVIII. siècle.* Paris 1986), 334 S., öS 310,40/DM 39,80, ISBN 3-8031-3544-3.

Das mit dreijähriger Verspätung nun auch auf deutsch vorliegende Buch von Arlette Farge basiert größtenteils auf dem ungemein reichen Quellenmaterial der Polizei- und Justizakte des Paris des 18. Jahrhunderts. Gesehen durch die Brille der Obrigkeit (Generalleutnant, Kommissare und Polizeiinspektoren), deren Aufgabe es war für ‚Ruhe und Ordnung‘ zu sorgen, gelingt es der Autorin die Probleme/Konflikte der Unterschichten sichtbar zu machen.

Eingebettet „im Herzen des politischen und polizeilichen Systems“ ermöglichen diese Quellen einen Einblick in das Alltagsleben der unteren Schichten von Paris in der Zeit der absoluten Monarchie, geben Auskunft über Konflikte zwischen Männern und Frauen, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Kommissar und BewohnerInnen des Quartiers, zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen ...

Erwähnenswert ist die gelungene Verbindung von Theorie, Methode und Empirie. Es gibt – und dies ist wahrlich nicht selbstverständlich – keinen eigenen empirischen, methodischen und theoretischen Teil. Im Text eingeflochten stellt Arlette Farge die jeweils verwendete Quellengattung vor (seien es Autobiographien, Tagebücher, Sittenzeugnisse von Gemeindefarrern, Flugschriften, Protokolle, „lettres de cachet“¹), schließt methodische Reflexionen an und analysiert/verknüpft nach einem explizierten Interpretationssystem. Dabei gibt sie jedoch zu beden-

¹ Die „lettres de cachet“ galten lange Zeit als Machtmittel des absolutistischen Staates. Wie Arlette Farge und Michel Foucault jedoch zeigten, fanden diese ihre Verwendung primär bei innerfamiliären Konflikten und hier insbesondere in den Unterschichten: „Ehemänner lassen ihre Frauen, Ehefrauen ihre Ehemänner und Eltern ihre Kinder in Gefängnissen verschwinden.“ Arlette Farge, Michel Foucault, Familiäre Konflikte: Die „Lettres de cachet“. Frankfurt am Main 1989 (französisch: *Le désordre des familles. Lettres de cachet des Archives de la Bastille*, Paris 1982).